

## Als Dennis hatte Tim die Lacher auf seiner Seite

Studenten sammeln in „Mein Neger“ erste Bühnenerfahrung / Inszenierung ist Auftakt für Diplomprüfung im Herbst



Trotz schlechter Kritiken ist den Schauspielstudenten Theresa und Tim das Lachen nicht vergangen. Foto: Jan Woitas

Deutscher Dorfalltag war die erste Aufgabe. Bedingung: Bloß nicht intellektuell sein, alles in kurzen Sätzen erklären. Am Ende sollte ein vollständig entwickelter Charakter stehen. Wie beispielsweise Dennis. Ein prügelnder Muskelprotz im weißen Trainingsanzug. Oder Peggy. Eine ledige junge Mutter, die gern ihre Reize zeigt.

Mit dem Stück „Mein Neger“ am Schauspielhaus debütierten Tim Ehlert und Theresa Scholze sowie sechs weitere Studenten der Hochschule für Musik und Theater „Mendelssohn Bartholdy“ (HMT) auf der Bühne. Nicht alle konnten der Aufgabe, eine ganze Persönlichkeit ohne großen Spracheinsatz

zu entwickeln, gerecht werden. Die Zeitungskritiken waren hart. Doch auch das gehört zur Schauspielausbildung: Rückschläge einstecken. „Die machen auch nur ihren Job“, urteilt der 24-jährige Tim über die Kritiken. Er hatte als Dennis die Lacher im Publikum auf seiner Seite. Auch Theresa nimmt das Urteil gelassen: „Wir haben bei den Proben viel gelernt, auch wenn sie anstrengend waren.“

Theresa und Tim sind im dritten Jahr ihrer Ausbildung. „Mein Neger“ gehört zur Referenz für eine spätere Bewerbung. Denn in einem Jahr müssen sie als diplomierte Schauspieler auf Jobsuche gehen. Vier Jahre dauert die Ausbildung

an der HMT. In den ersten zwei Jahren werden mit Pantomime, Tanz, Akrobatik sowie Sprecherziehung und Stimmbildung die Grundlagen gelegt. „Nur der Film wird vernachlässigt“, bemängelt die 22-Jährige, die ihr Studium mit Rollen in Serien von „Derrick“ bis „Wolffs Revier“ finanziert.

Die zweite Hälfte ihrer Ausbildung verbringen die Schüler am Theater – einmalig an deutschen Schauspielschulen. Dabei arbeitet die HMT unter anderem mit den Häusern in Leipzig, Dresden und Halle zusammen. Für Theresa und Tim, die mit ihren Kommilitonen seit verganginem September am Schauspielhaus sind, war „Mein

Neger“ der erste Höhepunkt. Die Acht mussten sich als Ensemble auf der Bühne bewähren.

Vorerst ist die Arbeit in der Gruppe aber beendet. In den kommenden Monaten muss jeder allein in verschiedenen Nebenrollen auftreten. „Die Arbeit mit anderen Schauspielern tut uns allen gut“, sagt Theresa. „Wir können uns jetzt nicht mehr hinter der Gruppe verstecken.“

Tim, der schon eine Ausbildung als Klempner hinter sich hat, probt derzeit für eine Rolle in „Tod eines Handlungsreisenden“. Ihm macht die Schauspielerei viel Spaß. Dennoch wünscht er sich etwas Ruhe. Die wird es jedoch in nächster Zeit

kaum geben, denn in diesem Jahr spielen die Studenten zum ersten Mal auf dem Leipziger Sommertheater. Ab Mai proben sie für die Komödie „Ein Probeschuss für den Freischütz“.

Und neben dem regulären Betrieb darf das Szenenstudium nicht zu kurz kommen. Die Studiosi müssen in vier bis sechs Wochen eine 15-minütige Szene erarbeiten. „Damit soll ihnen Handwerk vermittelt werden“, erklärt Studiuleiter Thomas Dehler. Sie sollen so lernen, Figuren zu entwickeln. Im Oktober ist Showdown für die Jungschauspieler: beim Intendantenschauspiel, der Diplomprüfung für Schauspieler. *Anne Vetter*

Einer von uns

### „Ich mag das kulturelle Leipzig und seine Menschen“

Erfahrungen mit Leipzig – in dieser Serie stellen wir Mitbürger vor, die aus fremden Kulturen an hiesige Hochschulen kamen und eine zweite Heimat fanden. Heute: Richard Mancke aus den USA.

Sein Sohn brachte Professor Richard Mancke auf die Idee, aus den USA nach Deutschland zu gehen. Als Zehnjähriger habe er sich plötzlich für die deutsche Sprache interessiert und den „Spiegel“ abonniert, so Mancke. Dort las Mancke senior eine Stellenanzeige für die Business School im baden-württembergischen Bruchsal, bewarb sich und bekam den Posten. Er blieb ein Jahr und folgte dann dem Angebot eines Freundes, der ihm seine Nachfolge an der Handelshochschule Leipzig (HHL) antrug.

Seit 2000 ist der 60-Jährige dort Direktor des Master of Business Administration-Programms und unterrichtet im Bereich der Existenzgründung. Leipzig sei schon immer ein wichtiges Zentrum für Existenzgründer gewesen, die Stadt genieße einen hervorragenden Ruf unter europäischen Investoren, so der Wirtschaftsexperte.



Professor Richard Mancke Foto: HHL

Gerade arbeitet Mancke zudem an einem Konzept für ein zweijähriges Teilzeitstudium an der HHL. Das soll ab September auch Arbeitenden ermöglichen, in Wochenendseminaren ihren Master zu machen.

Seine eigene Ausbildung sei „typisch amerikanisch“, sagt der in Pennsylvania geborene Mancke: ein Bachelor in Wirtschaftsmathematik in New York, später der Dokortitel in Cambridge und schließlich Lehraufträge an verschiedenen Universitäten in Amerika, China und der Bundesrepublik. Mit 26 Jahren arbeitete er außerdem als wirtschaftlicher Berater der US-Regierung. Er schrieb Berichte über die Importkontrollen von Öl und veröffentlichte eigene Konzepte für die US-Energiepolitik. In den 80er Jahren übernahm der damalige US-Präsident Ronald Reagan seine Vorschläge – einer der Höhepunkte seiner Karriere, wie Mancke erzählt.

Zurück will er nicht mehr. „Ich bin zwar Amerikaner und werde es immer sein“, sagt er. Aber er liebe Deutschland und möchte hier bleiben. Zum einen, weil ihm die Arbeit gefällt: „Die Ausbildung ist viel internationaler ausgerichtet als in den USA.“ Zum anderen, weil er „das kulturelle Leben und die Menschen in Leipzig mag.“ Was ihm fehle, seien die Berge. „Und mehr Schnee im Winter wäre auch schön.“ *Steffi Dobmeier*

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehredaktion unter Leitung von Dr. Thomas Schuster betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Carl Christoph Franz Ziegner und Daniel Schulz. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax 9 73 57 46.

## Dem Strom der Sprache auf der Spur

Blick ins eigene Oberstübchen / Als Proband am Planck-Institut für neuropsychologische Forschung

Auf meinem Schädel sitzt eine enge rote Haube. Ein Strang bunter Kabel führt in einen kleinen Metallkasten. Auf dem Bildschirm flimmern Wellenlinien. Kristiane Werrmann, medizinisch-technische Assistentin am Leipziger Max-Planck-Institut für neuropsychologische Forschung (MPI), misst meine Hirnströme.

„Sieht so aus, als wären Sie nervös oder hätten schlecht geschlafen“, urteilt sie. Stimmt. Ob sie auch sehen kann, worauf ich großen Appetit habe oder dass ich heute zum Zahnarzt muss? Kann sie nicht. Hier geht es um etwas anderes: die Fachleute des MPI untersuchen, wie das Gehirn Sprache aufnimmt und verarbeitet. Dazu nutzen sie die Elektroenzephalographie, kurz EEG. Ich bin eine ihrer Test-Personen.

An Nase, Wangen und hinter den Ohren kleben Elektroden. Auf dem Kopf sitzt die Kappe. An 64 Punkten hat der Computer eine Verbindung zu meinem Schädel. Ziemlich gruselig finde ich und frage schüchtern, ob denn da nur Strom raus kommt oder auch wieder rein fließt in meinen Kopf? „Keine Sorge“, beruhigt mich Kristiane Werrmann, „gemessen werden nur die natürlichen elektrischen Spannungen.“ Und die sind leicht zu stören. Zwinkere ich mit den Augenlidern, schlägt eine der Wellen Haken. Rumpfe ich die Nase, herrscht Chaos auf dem Bildschirm. „Das hängt mit den Muskelbewegungen zusammen“, erklärt die Expertin. Denken, sprechen und Bewegungen – alles läuft vom Gehirn aus.

Was dann kommt, erinnert mich an eine Quizshow. Ich werde in eine schalldichte Kabine gesetzt. Dort erscheinen auf einem Monitor kurz Worte, die vorher durch eine gesprochene Silbe angekündigt werden. Ich muss per Tastendruck entscheiden, ob das Wort ein reales oder

ein Fantasiewort ist. Bei der Auswertung des Experimentes lässt sich dann ermitteln, ob die gesprochene Silbe besondere Bedeutung bei der Worterkennung hat. Auf der Grundlage dieser Erkenntnisse haben MPI-Forscher bereits Modelle des Verstehens von gesprochenen Äußerungen entwickelt. Um die zu verbessern, sind jedoch weitere Untersuchungen notwendig.

Die dabei gewonnenen Daten wertet Claudia Friedrich aus. Seit über drei Jahren forscht die Doktorandin am MPI. „Hier habe ich viele Freiheiten, kann mich auf die Forschung konzentrieren ohne die vielen Hindernisse an den Unis“, beschreibt sie die Vorteile.

Die Max-Planck-Gesellschaft hat etwa 80 eigene Institute, Forschungsstellen, Laboren und Arbeitsgruppen in Deutschland, die in den Naturwissenschaften, der Medizin und in den Geisteswissenschaften arbeiten. Vor allem innovative Forschungsrichtungen werden aufgegriffen, für die Unis nicht genügend Personal und Technik haben. Ohne freiwillige Probanden ist das aber nicht möglich. In der Kartei des MPI stehen 4000 Versuchspersonen.

„Es kommen viele Studenten, aber auch Kinder und Erwachsene“, sagt Claudia Friedrich. Manchmal erfordern die Experimente auch bestimmte Eigenschaften. „Es kann passieren, dass wir zum Beispiel musikalisch Begabte einladen oder zweisprachig aufgewachsene Leute, damit wir Vergleiche ziehen können.“ Eine Eigenschaft, die auf jeden Fall gebracht wird, ist Geduld. Nach anderthalb Stunden konzentrierter Knöpfe-Drückens darf ich die Kappe wieder abnehmen und bin mit meinen Gehirnströmen wieder allein.

Juliane Gringer



Planck-Wissenschaftlerin Kristiane Werrmann präpariert Probandin Juliane Gringer für das Sprachexperiment. Foto: Felix Gaber

### Verwaltung der Alma Mater will wieder Institute umsiedeln

### Umzugs-Unmut macht sich an der Uni breit

An der Uni sind Umzüge gefürchtet. Denn Zeit für die Lehre geht verloren und Forschungsprojekte müssen unterbrochen werden. Das Verlassen des Hochhauses am Augustusplatz sowie den Umzug ins Geisteswissenschaftliche Zentrum haben die Mitarbeiter noch in schlechter Erinnerung. Derzeit machen neue Verlegungspläne so manchen Beschäftigten nervös. Auf der aktuellen Liste stehen unter anderem die Kommunikations- und Medienwissenschaften (KMW) mit Sitz in der Klosterstraße und die bisher in der Schillerstraße untergebrachten Institute der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften.

Dazu gehört beispielsweise die Ethnologie. Warten erstere nur darauf, das es losgeht, wissen letztere weder wann noch wohin, ja ob sie überhaupt umgesiedelt werden. Voraussichtlich sollen alle ins Gebäude des Thüringer Hofes in der Burgstraße ziehen. Sicher ist das aber noch nicht. Das Dezernat für Hochschulplanung mag nicht eindeutig Stellung beziehen: „Die Verhandlungen laufen gut, aber fest steht noch nichts“, sagt dessen Leiter Wolfgang Engel. Um hinzuzufügen: „Der Umzug kommt im Herbst.“

Wegen solch widersprüchlicher Äußerungen werfen Mitarbeiter des KMW-Institutes der Verwaltung vor, diese würde sie unzureichend informieren. „Bislang habe ich noch keine Notiz erhalten, dass überhaupt umgezogen werden soll“, sagt Professor Marcel Machill von der Abteilung Allgemeine und Spezielle Journalistik. Und Stefan Wehmeier vom Fachgebiet Öffentlichkeitsarbeit meint: „Wünschenswert wäre eine direkte Kommunikation des Kanzlers.“ Uni-Kanzler Peter Gutjahr-Löser kontert: „Ich habe den Direktor des Institutes Arnulf Kutsch persönlich informiert, kann das

aber nicht bei jedem Mitarbeiter machen.“ Das müssten schon die Verantwortlichen in den Instituten erledigen. Dass er vom bevorstehenden Umzug wisse, bestätigt Professor Kutsch. Weiter könne er sich jedoch zu dem Vorgang nicht äußern.

Zu einem Termin, der noch nicht bekannt ist, wird Institutschef Kutsch das neue Domizil besichtigen dürfen. „Sollte es dabei fachlich relevante Einwände geben, beziehen wir das Haus nicht“, erklärt Engel. Ist die Visite erfolgreich, werden die Verträge zum Dresdner Wissenschaftsministerium



Überm „Paulaner“ befindet sich derzeit das Domizil der Kommunikations- und Medienwissenschaftler. Foto: W. Zeyen

Baugenehmigung erteilt, so Planungsdezernent Engel. Er hoffe, sie bald zu bekommen, alle Unterlagen seien ordnungsgemäß abgegeben worden.

In der Klosterstraße herrscht dagegen Verwunderung, warum die bisherigen Büros verlassen werden sollen. Der Großteil der Mitarbeiter ist mit den Arbeitsräumen zufrieden. Viele ärgern sich über den bevorstehenden Verlust an Lehrmaterial und Verzögerungen im Studienablauf. Die Verwaltung der Alma Mater argumentiert mit den Finanzen – trotz 13 000 Euro geschätzter Umzugskosten: „Wir versuchen, die Einrichtungen der Universität in wenigen Gebäuden zu zentrieren, das ist preisgünstiger“, erläutert Engel. Unterbrechungen des Studiums werde es allenfalls minimale geben, schließlich werde in den Semesterferien umgezogen. Zudem sei die Zusammenarbeit mit dem Vermieter des Thüringer Hofes besser als mit dem Eigentümer der Gebäude in der Klosterstraße, der Bayerischen Immobilien AG aus München. „Von Problemen mit der Universität ist uns nichts bekannt“, erklärt jedoch deren Sprecher Sören Kaiser. „Wir wollen die Uni gern in unserem Haus behalten.“ Umbauten würden genehmigt, solange sie dem Denkmalschutz entsprächen. „Im Thüringer Hof bietet man uns einen besseren Service“, sagt Engel. „Außerdem kann ich mir vorstellen, dass Essensgerichte und der Lärm der Baustelle am Markt die Arbeitsfreude im KMW-Institut beeinträchtigen.“ Das lassen die Medienwissenschaftler nicht gelten. An Gerüche oder Lärm hätten sie sich längst gewöhnt und wollen bleiben, so die übereinstimmende Meinung.

Derweil buhlen auch die Eigentümer des Thüringer Hofes um die Gunst der Uni. Dafür werden „vermieterseitige Kosten für Ausbawünsche der Mieter übernommen“, heißt es in einem Schreiben der Grundstücksgesellschaft und Verwertungsgesellschaft aus München. So begehrt, verhandelt die Uni gern und lässt sich nicht in die Karten schauen. „Über Mieten spricht niemand, das ist ein sensibles Thema“ sagt Kanzler Gutjahr-Löser.

Ob die Medienwissenschaftler im Thüringer Hof ein endgültiges Zuhause finden, ist indes unklar. Mindestens fünf Jahre soll das Institut dort bleiben. „Wir wollen eine längerfristige Lösung, unser Ziel ist es jedoch, die Einrichtung einer landeseigenen Universität in landeseigenen Gebäuden unterzubringen“, schildert Engel die Strategie. Doch freie Landesgebäude gibt es in der Innenstadt nicht. Durchaus möglich, dass auf den nächsten der übernächste Umzug folgt.

Wenn doch, sollten die Wissenschaftler die Koffer gleich gepackt lassen: In der Plagwitz Nonnenstraße stehen landeseigene Gebäude leer – und die würden die Uni fast nichts kosten.

Campus-Meinung

### Wiedersehen in Plagwitz

Von DANIEL SCHULZ

Die Medienwissenschaften sollen umziehen, und die Mitarbeiter des Institutes fragen sich warum. Ist man doch erst vor fünf Jahren aus dem Hochhaus am Augustusplatz ausgezogen. Ein neuerlicher Ortswechsel bedeutet Stress, Ausfälle für Mitarbeiter und Studierende, Kosten. Wofür? Ein endgültiges Zuhause wird wohl auch das neue Domizil nicht werden, sondern eine so genannte längerfristige Lösung. Sicher – die Uni muss sparen. Da ist ein Vermie-



der willkommen, der den Umbau von Büros bezahlt und der Alma Mater niedrige Preise bietet. Jedenfalls behaupten das beide Seiten – Zahlen werden nicht genannt. Doch auch wenn die Billigmieten Realität sind, können diese nicht alleiniger Grund für Umzüge sein. Wenn doch, sollten die Wissenschaftler die Koffer gleich gepackt lassen: In der Plagwitz Nonnenstraße stehen landeseigene Gebäude leer – und die würden die Uni fast nichts kosten.

### Mineralogische Ausstellung

### Wertvoller Silbersache krönt Sammlung

„Unser wertvollstes Stück ist ein Sack“, sagt Professor Klaus Bente. Der Direktor des Institutes für Mineralogie der Universität Leipzig zeigt stolz auf einen Brocken Silbererz. „Der ist bestimmt mehrere zehntausend Euro wert“, fügt er hinzu. In der Leipziger mineralogisch-petrographischen Sammlung gibt es 16 000 Minerale. Sie kommen aus der ganzen Welt, unter anderem aus Indien, Malawi, Peru oder Kanada und natürlich aus Sachsen.

Ausgestellt sind aber nur etwa 500 der Steine – im Treppenhaus des Leipziger Mineralogie-Institutes. Der Rest lagert in Containern hinter dem Institutsgebäude. „Die vorgestellten Stücke sind nur die Spitze des Eisberges. Hierher kommen nur die schönsten und größten Minerale“, sagt der Kustos der Sammlung, Hans-Joachim Höbler. „Dass wir im Treppenhaus ausstellen, ist aus der Raumnot geboren.“ Dennoch bietet die Ausstellung gerade den Studierenden viele Vorteile – Anschauungsunterricht und Anregung für eigenes Forschen.

Derzeit arbeiten die Wissenschaftler unter anderem an einem Projekt zur umweltfreundlicheren Produktion von Solarzellen. Dabei soll das giftige Schwermetall Cadmium, mit dem die Zellen bisher beschichtet wurden, durch Zink ersetzt werden. Daneben kooperieren die Mineralogen mit anderen Sammlungen und Museen der Stadt. So können sich Interessierte die Exponate zum Beispiel auch in der langen Museumsnacht genauer anschauen.

Damit die Besucher auch künftig etwas zu sehen und die Wissenschaftler und ihre Studierenden etwas zu forschen haben, wird die Sammlung ständig erweitert. „Man kann über Mineralienbörsen an interessante Stücke gelangen“, erzählt Kustos Höbler. „Wir organisieren aber auch Exkursionen, bei denen die Studenten selbst nach Mineralen graben können.“ So wurde unter anderem schon auf Island, in Frankreich und natürlich auch in heimischen Regionen nach neuen Fundstücken geschürft. *Robin Baake*